

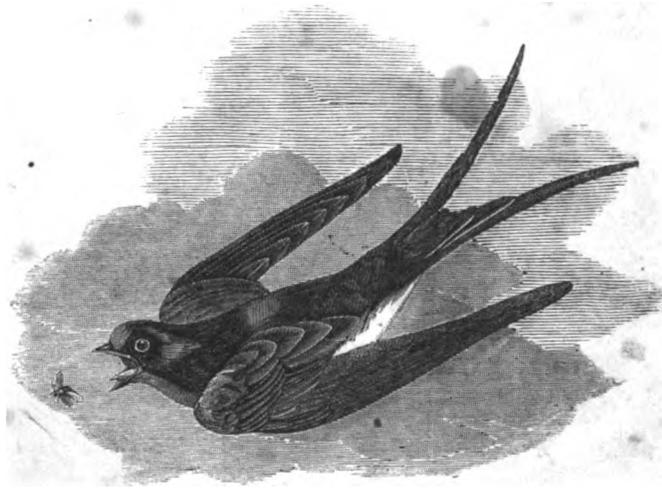
Das

# Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigen und Unterhaltendsten aus den Gebieten der  
Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde,  
Weltgeschichte, Götterlehre &c.

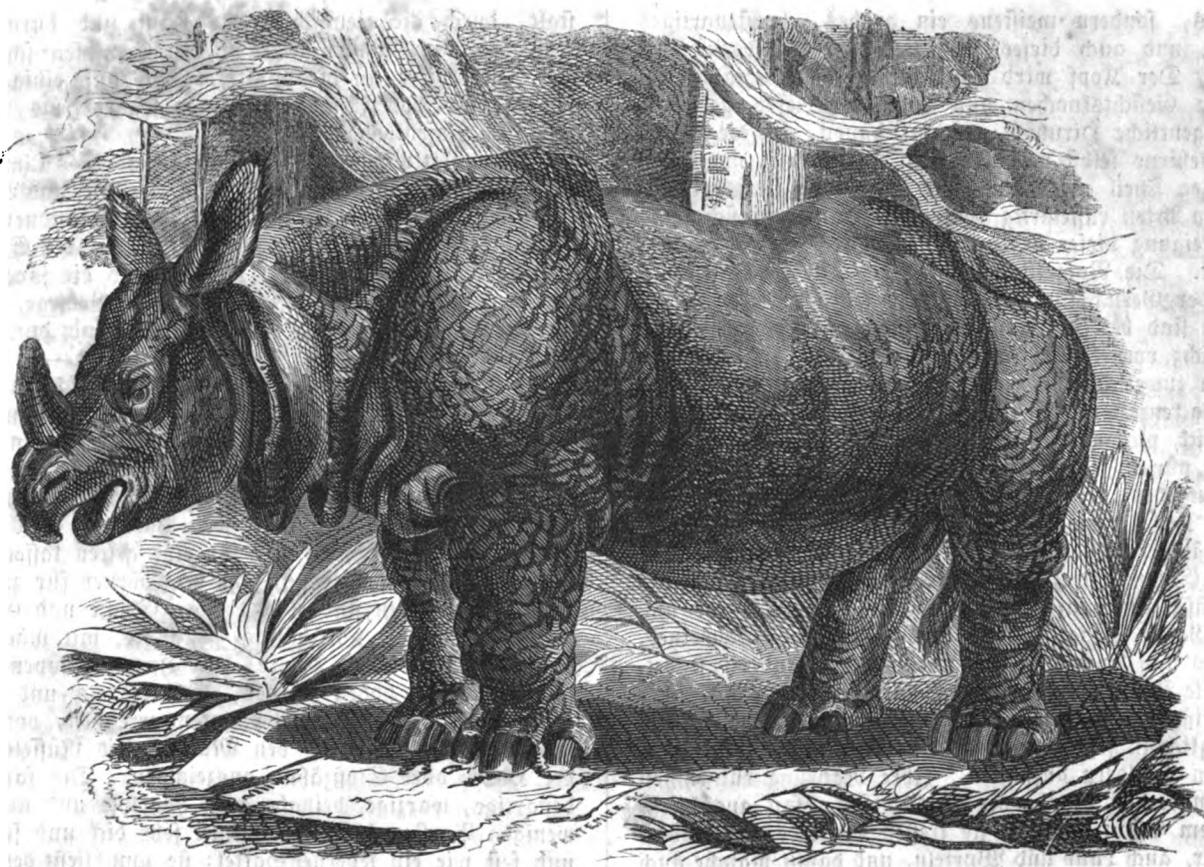
Mit 50 Tafeln Abbildungen und vielen Holzschnitten.



Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1843.



### Das Nashorn.

Auf dem geräumigen Plan, o César, führete das Nashorn  
 Solcherlei Kämpfe Dir aus, als es sie nimmer verzieh.  
 Wie in erbittertes Rasen entglühete stürmend das Unthier!  
 Wie gewaltig durch's Horn, welchem ein Ball war der Eier!  
 Martial.

Das Nashorn, dieser plumpe Fleischkoloss, dem in vielen Beziehungen in einem natürlichen Systeme der Säugethiere ein Platz zunächst dem Elephanten gebührt, erscheint, gleich diesem, dem Blicke des denkenden Naturfreundes als ein lebender und vermaideter Ueberrest der vorsündfluthlichen Zeit, und nahe verwandt dem Megatherium, dessen Glieder nur der starre Fels und der, selbst unverweslich, alles Organische vor Verwesung ewig schützende Eisblock des hohen Nordens von Asien und Amerika der Gegenwart überliefert hat. Elephant und Nashorn, Flusspferd und Tapir stehen in der großen Reihe der Säugethiere vereinzelt und fremdartig als Verbindungsglieder zwischen der Gegenwart und einer unter der Last vieler Jahrtausende auf ewig begrabenen Vergangenheit da. Alle diese Geschlechter sind höchst arm an Arten, oder es müßten denn, was wir wohl annehmen dürfen, manche Thiere der Vorwelt, die uns in den Kammern und Höhlen der Gebirge aufbewahrt wurden, als Arten mit zu diesen Geschlechtern gehören. Alles denkt bei diesen Thieren darauf hin,

daß sie eigentlich einer Zeit angehörten, wo das Spiel der Naturkräfte sich in jeder Hinsicht gewaltsamer und wilder äußerte, wo dem mütterlichen Erdschooße — nach unsern heutigen Begriffen — riesige Gebilde entsprangen, und wo mit einem Worte die Erde, vergleichungsweise geredet, noch in dem Alter kräftiger Mannheit dastand, während sie heute mehr eine gute Alte, die ihre Kinder verweichlicht und verzieht und immer sanfter, ihnen mehr unterthan und mehr und mehr kraftlos zu werden scheint.

Jene genannten Säugethier-Geschlechter, nebst den Schweinen und Pferden, bilden eine natürliche Gruppe, welche Ofen als seine 1te Junft, die Schweine, Euvier als seine 7te Ordnung, die Dickhäuter, Pachydormata, aufstellt.

Diese Thiere, unter denen sich die kolossalsten und größten aller Land-Säugethiere finden, zeigen in ihren Formen wenig Mannigfaltigkeit. Ihr Kumpf ist meist dick und plump; ihre Haut bildet ein dickes, oft schwielartiges Leder; selten findet sich auf derselben ein

wahres, sondern meistens ein grobes, borstenartiges Haar, und auch dieses fehlt stellenweise und zuweilen ganz. Der Kopf wird zum größten Theile aus den langen Gesichtsknochen und dem Unterkiefer gebildet; die eigentliche Hirnhöhle nimmt davon, da die Masse des Gehirns selbst verhältnißmäßig klein ist, nur einen geringen Theil ein. Nase und Oberlippe sind bei den meisten Arten rüsselartig hervorgestreckt, worin sich schon die Neigung dieser Thiere, im Feuchten zu leben, ausspricht. Die Nase ist bei ihnen der Sitz des Tastsinnes und der Geruchssinn in derselben sehr entwickelt. Die Zähne sind bei mehreren Arten ungewöhnlich groß und ungleich; vornehmlich sind die Vorderzähne in den Oberkiefern zuweilen sehr groß und nach vorn gerichtet, und die Backenzähne haben breite Kauflächen. Die Beine sind dick, plump und gleich hoch. Die Füße haben 5, 4, 3 oder nur 2 Zehen, indem die beiden äußeren zu Afterszehen werden; jede einzelne Zehe ist unbeweglich und von einem Hufe umgeben, wodurch diesen Thieren gänzlich die Fähigkeit mangelt, mit den Fingern oder Zehen einen Gegenstand zu ergreifen und festzuhalten, daher die Füße auch einzig nur als Stütze des Körpers und zum Gehen dienen. Mit Ausnahme des Schweines, welches sich auch in den nördlichen Ländern findet, sind die Dickhäuter oder Schweinsartigen Thiere nur über die heißen Länder beider Welten verbreitet, wo sie sich vorzüglich in schattigen, mit Sümpfen und Flüssen versehenen Wäldern aufhalten. Ihre Nahrung entnehmen sie, ungeachtet des drohenden Gebisses, fast ausschließlich dem Pflanzenreiche; sie fressen Getreide und andere Körner, auch Laub und Wurzeln, und damit manche auch Würmer und Insekten. Sie kauen nicht wieder. Die Lebensart dieser Thiere zeigt eben so wenig Mannigfaltigkeit, als man in ihren Formen findet. Es sind meist ausgezeichnete Sumpftiere, welche gern und viel in's Wasser gehen; ja das Flusspferd lebt meistens im Wasser und begibt sich nur des Nachts auf dessen Ufer. Mit diesem eigenthümlichen Aufenthalt hängt bei mehreren Arten auch die Entwicklung einer schildkrötenartig derben Haut mit darunterliegendem flüssigem Fett und eines zarten, saftigen Fleisches zusammen. Die Geisteskräfte dieser Thiere sind gegen die anderer Säugethiere gering, namentlich sind die Arten der untern Gattungen auffallend dumm. Pferd und Elefant zeigen zwar bedeutend mehr geistige Fähigkeit und Gelehrigkeit, doch möchten dieselben vorwaltend nur Folgen der Mühen sein, welche sich der Mensch bei der Abrihtung dieser Hausthiere gibt, welche in ihrem wilden Zustande noch nicht die Intelligenz der Rasse erreichen. Ihr Nutzen für den Menschen besteht hauptsächlich in der Unterwerfung einiger, nämlich des Pferdes, Esels, Elephanten und Schweines, zu Hausthieren. Vorzüglich ist es dabei ihre hohe Kräftigkeit, welche dem Menschen nützlich wird. Ohne das Pferd wären die Kräfte des Menschen in den gemäßigten Ländern viel zu schwach, um etwas Bedeutendes auszuführen; und dasselbe gilt in Indien von dem Elephanten. — Durch die außerordentliche Größe, die plumpe und abenteuerliche Ge-

stalt, durch die ziemlich nackte Haut und durch den Aufenthalt im Wasser oder in den Sümpfen schließen sich diese Thiere an die Walthiere an und einige derselben (z. B. das Flusspferd) spritzen sogar etwas Wasser aus den Nasenlöchern.

Die Gattung des Nashorns (*Rhinoceros* Linn.) ist allein über die heiße südliche Zone Afrika's und Asiens, und zwar eben so wenig zahlreich an Individuen als Arten, verbreitet. Sie bewohnt besonders die Sümpfe schattiger Wälder, doch besucht wenigstens die javanische Art auch höhere Punkte der javanischen Gebirge, wobei sie einen, spätern Reisenden nützlichen Pfad durch das Gestrüpp bricht. Man kennt bis jetzt 4—5 Arten dieser Säugethiergattung, von welchen 3 sich allein in Südasien und auf dessen Inseln, 1—2 aber im südlichen Afrika finden; die afrikanischen Arten sind am meisten, die asiatischen aber weniger bekannt. Ehemals kannte man nur eine indische und eine afrikanische Art, jene mit einem, diese mit zwei Hörnern, und selbst diese beiden wollte man nur für eine gelten lassen, indem man die verschiedene Zahl der Hörner für zufällig hielt. Alle Arten sind einander an Größe und Gestalt sehr ähnlich. Es sind häßlich gestaltete, mit mächtigen Knochen ausgerüstete Thiere, mit einem plumpen, fast so breiten als hohen Körper, dickem Hals und Kopf, die fast die Größe des Elephanten erreichen, von dem sie sich vorzüglich durch den Mangel des Rüssels und der Hauer oder Stoßzähne auszeichnen. Die fast rindartige, warzige, beinahe ganz haarlose und nur mit wenigen Borsten besetzte Haut ist sehr dick und so hart und fest wie ein lederner Sattel; sie umschließt den ganzen Körper sackförmig und bildet namentlich an den Schultern und Schenkeln tiefe, breite Falten, wo sie weich und von fleischrother Farbe ist. Der Kopf ist gestreckt, der Schädel gleicht fast einem viereckigen Pfeiler und die Hirnschale läuft hinten wie bei dem Schweine in eine Pyramide aus. Der Rachen ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze zugespitzt, von den Seiten her zusammengedrückt, die Oberlippe hängt über die untere herab und hat in der Mitte einen dünnen Auswuchs, den das Thier verlängern und fingerartig bewegen kann, in dem ferner der feinste Sitz des Gefühls sich befindet und mit dessen Hilfe das Nashorn Zweige von den Bäumen abbricht. Die Eckzähne fehlen, die Vorderzähne auch zuweilen; die Backenzähne, deren in jedem Kiefer sich 14 finden, bilden eine offene Röhre, in die das Futter treten kann; die oberen haben eine viereckige, die untern eine halbmondförmige Krone. Die Zunge ist weich, die mit seitlich stehenden Nasenlöchern versehene Nase aus dicken, gewölbten Knochen gebildet. Auf der Haut derselben und außer Verbindung mit dem Knochengerüste erheben sich ein bis zwei und auch zuweilen drei Hörner, welche aus zusammen verbundenen Haaren oder hornigen Fasern bestehen und sich häufig wie eine Bürste in Fasern spalten, wie denn selbst die Schweinsborsten aus mehreren einzelnen, wie zusammengekleimten Haaren bestehen. Bei einem 10- bis 15jährigen Thiere zeigt sich oft erst eine Spur die-

ser Hörner, welche nie gewechselt werden. Sie kommen von verschiedener Größe und Gestalt vor, werden mehrere Fuß lang, sind schlank, etwas gebogen, andere bleiben kurz und mehr rein kegelförmig. Sie lassen sich von der Haut ablösen; wenn das Thier ruhig ist, schlottern sie in derselben, im Zorn des Thieres werden sie durch Anspannung der Nasenmuskeln feststehend. Die Hörner dienen als treffliche Werkzeuge zum Ausreißen der Wurzeln, welche einen Theil der Nahrung dieser Thiere bilden, und sonst auch als Waffe. Die Augen sind sehr klein, fast wie beim Schweine, mit einer Nickhaut versehen und trübe; die aufgerichtet stehenden, beweglichen Ohren sind länglich, ziemlich groß, doch kürzer als der Kopf. Der Geruch dieser Thiere ist scharf, das Gehör fein, das Gesicht aber um desto schlechter. Die Beine sind kurz, dick und krumm. Der Zehen finden sich an allen Füßen drei, welche durch eine wulstige Haut vereinigt und mit abgerundeten Hufen bekleidet sind, die sich nach vorn richten. Am Bauche finden sich zwei Zehen; der Schwanz ist klein, seitlich zusammengebrückt und mit Borsten besetzt.

Die Nahrung dieser Thiere besteht allein aus Erzeugnissen des Pflanzenreichs, besonders aus Gras, Baumlaub, Wurzeln und fingerdicken Zweigen, selbst flechtiger Gewächse. Sie lieben feuchte und schattige Orte, namentlich die Sümpfe und Moräste der düstern Wälder, wo sie den Schlamm aufwühlen und sich darin umherwälzen, so daß die Farbe ihrer Haut oft ganz vom Schmutz verdeckt wird. Sie sind stumpfsinnig, ungerührt träge, gleichmüthig und dumm; hievon gab ein im Jahre 1835 im Thiergarten zu London befindliches Exemplar, welches seinen Behälter dicht neben dem eines Elephanten hatte, einen interessanten Beweis. Eines Tages beobachtete man, daß das Nashorn sein Stroh nach der Seite des Behälters drängte, wo es in den Bereich des Rüssels des Elephanten kam, welcher dieses Organ um die Scheidewand herumzog und von Zeit zu Zeit die Streu wegholte. Ein Rüssel voll nach dem andern wurde weggenommen, aber das schwerfällige Nashorn fuhr dessen ungeachtet fort, sein Stroh dahin zu schieben, wo es verschwand. Der Ausdruck in des Elephanten Auge, als er sein Lager auf Kosten seines einfältigen Nachbarn verbesserte, war einzig. Ganz anders aber geberdet sich das Nashorn, wenn es gereizt wird. Dann zeigt es sich roh, boshaft, zornig und nicht zu bändigen. Während es im gewöhnlichen ruhigen Zustande nur ein dumpfes Grunzen vernehmen läßt, stößt es zornig ein durchdringendes Geschrei aus, seine ungeheure Masse erhält eine furchtbare Leichtigkeit der Bewegungen, im schnellen Laufe zieht es mit dem Horne tiefe Furchen in die Erde, welche es hoch über sich fortwirft; macht Sähe, die man kaum für möglich halten sollte; springt rechts und links und hebt sich wild in die Höhe. Lichtenstein sagt: „Das Nashorn ist für den im Zuge begriffenen Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekanntes Geräusch oder jede fremde Bitterung heranzürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schar-

ferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einen Wagen oder dem davorgespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt oder zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es flieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß.“ Indessen muß man nur, von ihm verfolgt, Kaltblütigkeit genug haben und, wenn es ganz nahe ist, auf die Seite weichen, wobei man sich nur nicht nach der Windseite wenden und dadurch dem Thiere aufs Neue verrathen muß. Befolgt man diese Regel, so streift das wüthend anlaufende Thier weit an dem Verfolgten vorbei. — Eine Fabel ist die Behauptung: das Rhinoceros sei oft von einer Wache begleitet, die dasselbe warne, von einem Vogel mit grünem Rücken und blauen Flügeln, in der Größe einer Dohle, welcher ihm auf dem Horne sitze. Der Vogel, heißt es, nährt sich von Insekten, die um das Thier herumfliegen. Der Jäger, der das Rhinoceros belauscht, beobachtet sorgfältig diesen Wache haltenden Vogel. Bewegt das Thier nur den Kopf hin und her, so fliegt der Vogel von dem Horne auf die Schulter, bleibt dort eine kurze Zeit und kehrt sodann auf das Horn zurück; bemerkt der Vogel aber eine Gefahr und fliegt plötzlich davon, so mag der Jäger auf seiner Hut sein, denn das Rhinoceros stürzt sodann furchtlos und wüthend auf die Stelle hin, wo die Zweige sich bewegen.

Das Weibchen trägt 17—18 Monate und wirft nur ein Junges. Das Thier scheint, gegen die Annahme Einiger, ein ziemlich hohes Alter zu erreichen, wofür auch der Umstand spricht, daß man einmal ein solches Thier 45 Jahre in einer Stadt erhielt, ohne daß es Spuren eintretenden Alters gezeigt hätte.

Unter seinen Feinden steht vielleicht der Elefant oben an, mit welchem es oft Kämpfe auf Tod und Leben besteht. — Ein Reisender beschreibt einen solchen Kampf. „Eines Tages, erzählt er, überschaute ich von einem niedern Hügel aus eine fast unübersehbare Ebene der Insel Ceylon und erblickte zu meinen Füßen weite, wallende Maisfelder. Plötzlich, als ich so dastand, brach aus einem nahen Walde ein Trupp von 7 oder 8 Elephanten hervor und begann die Felder zu verwüsten. Es war ein wunderschöner Anblick, zu sehen, wie diese Thiere mit Hilfe ihres Rüssels das Getreide wegrafften, in große Garben faßten und in den Wald trugen, bald aber darauf, um sich mit neuer Beute zu belasten, zurückkehrten. Dieß wahrte ungefähr eine Stunde. Unterdessen war die Sonnenglut so stark geworden, daß ich ungeachtet eines übermäßig großen Schirmes und trotz meiner weiten und leichten Kleider in Schweiß gleichsam gebadet war und von einer außerordentlichen Schwäche und Trägheit mich befallen fühlte. Ich ging weg und suchte mich im Schatten zu lagern — der Seltenheit des Schattens wegen ward es mir schwer, einen passenden Ort zu finden — und zu erwarten, bis sich entweder die Hitze beim Hinabsinken der Sonne nach dem

Horizonte vermindere, oder wenigstens ein sanfter Wind die Atmosphäre erfrische. Die Elephanten thaten dasselbe; sie lagerten sich im Schatten einiger Bäume auf den Maisfeldern. Während man nun so nicht das geringste Geräusch vernahm, kam ein großes Nashorn herbeigelaufen und stürzte sich mit der, seiner Gattung eigenthümlichen, ungeschickten Begierde, ohne weiter die Umgebung zu beachten, auf dasselbe Feld. Rasch erhoben sich sogleich die Elephanten, und rannten mit hohem Rüssel und vorgestreckten Zähnen dem Feinde entgegen. Das Nashorn hatte sich noch nicht auf den Widerstand vorbereitet, als bereits die Elephanten mit ihren Rüsseln über dasselbe herfielen, ein Haulzahn in seinen Unterleib drang und ihm eine breite Wunde beibrachte. Es stieß ein schreckliches Gebrüll aus, wich etwas zurück und warf sich dann auf den Elephanten, der es verwundet hatte. Der Elefant brach bei dem fürchterlichen Anlauf und Stoß zusammen, das Horn des Rhinoceros und beinahe dessen ganzes Haupt war in den Bauch des armen Thieres gedrungen. Bei diesem Anblicke griffen die Elephanten den Feind mit erneuter Wuth an. Sie erregten von allen Seiten eine Wolke von Sand und Maisstoppeln. Man vernahm ein entsetzliches Getöse und ich konnte den weitem Fortgang des Kampfes nur nach der Beschaffenheit dieses Getöses beurtheilen; denn ich unterschied sehr wohl die donnernde Stimme des Nashorns und das Geschrei der Elephanten. Auf einmal verdoppelte sich der Lärm, ein noch dichter Wirbel von Staub verhüllte die Streitenden; hierauf endete das Getöse, der Wirbel senkte sich und Alles wurde ruhig. — Das Rhinoceros war todt; neben ihm aber lagen die Leichname dreier Elephanten, zwei andere lebten zwar noch, entfernten sich aber langsamen Schrittes in der Mitte ihrer Begleiter. Aus schweren Verletzungen, welche ihnen der mit Mühe übermundene Feind beigebracht hatte, floßen Ströme von Blut.“

Den Alten war eine afrikanische und eine asiatische Art des Nashorns bekannt; beide dienten zu Triumphzügen und Thierkämpfen von der Zeit des Pompejus bis zu jener des Heraclius, wurden dann aber auf lange Zeit so gut wie ganz vergessen. Das erste Thier dieser Gattung, welches in neuern Zeiten nach Europa kam, war ein asiatisches im Jahre 1513, dessen Abbildung und Beschreibung Albrecht Dürer herausgab. Alle bis jetzt in Europa gezeigten lebendigen Individuen gehörten asiatischen Arten an.

Der Nutzen, welchen das Nashorn durch seine Körpertheile dem Menschen gewährt, ist nur gering und namentlich bildet keiner derselben einen gewöhnlichen Handelsartikel der Europäer. Eine bedeutendere Rolle spielt jedoch das Thier in der Geschichte des medicinischen Aberglaubens und der Haushaltung der Eingebornen seiner Heimath. Gedenken wir zuerst der eigenthümlichsten Auszeichnung dieses Thieres, nämlich seines Hornes, so finden wir, daß sowohl bei den wilden Völkern Südasiens und Südafrika's, als bei unsern europäischen Vorfahren daran manche Vorurtheile geknüpft waren. In Indien wie in Afrika ist die falsche

Meinung noch jetzt herrschend, daß aus dem Horne verfertigte Becher, Schüsseln, Trinkhörner und andere Gefäße dem Gifte die Kraft benähmen und durch Schwitzen die Gegenwart von Gift im Getränke anzeigen; ja daß auch das kleinste Theilchen seines Hornes ein unfehlbares Gegengift selbst gegen die heftigsten Gifte sei. Dieser Glaube überstredete sich auch nach Europa. Als Beweis dafür diene z. B., daß sich am Hofe Karl des Kühnen von Burgund unter dem Tafelgeräth auch ein silbernes Stäbchen befand, in welches ein Stück vom Horne des Rhinoceros gefaßt war. Der „Valot servant,“ eine Art adeliger Hofdiener, welcher an der Tafel viel zu schaffen hatte, mußte das Stäbchen in einem silbernen Geschirre an das Buffet bringen, wo ein anderer Tafeldiener Wasser darauf goß, das er vorher kredenzt hatte. Dann wurde das Gefäß nebst dem Stäbchen wieder auf die Tafel neben das Couvert des Herzogs gestellt und hernach vielfältig gebraucht. Denn der Vorkneider machte damit an dem Brode und allen Gerichten des Herzogs, dem erwähnten, damals und noch lange nachher gängigen Glauben zu Folge, die Probe, ob sie vergiftet wären. — Aber nicht allein gegen Gift, sondern auch gegen verschiedene Krankheiten, namentlich gegen Epilepsie und verschiedene Fieber war das Horn, vorzüglich in Spanien, ehemals gebräuchlich; daß indeß diese hornige Knochenmasse vor andern Knochen keine Wirkungen voraus hat, ist längst allgemein bekannt. Auch die Klauen, Zähne und das Blut gebrauchte man unter ähnlichem Vorurtheile in der Medicin, und Neger und Indier sammelten noch jetzt sogar seine Speise-Überreste, denen sie große Heilkräfte zuschreiben. Das Fleisch, welches ganz wohlschmeckend sein soll, und auch die weichgekochte Haut genießen verschiedene wilde Völker. Die Haut gibt das stärkste Lederwerk und wird zu leichten Schildern und Panzern, die einem Flintenschusse widerstehen, und auch zu Spazierstiefeln verarbeitet.

Das gemeine Nashorn, *Rh. unicornis, indicus*. Dieses Thier lebt fast ausschließlich auf dem Festlande Ostindiens, am häufigsten in Bengalen, östlich des Ganges, auch in Siam, Cochinchina und China. Es erreicht eine Länge von 10—12 Fuß, wovon 2—3 Fuß auf den Kopf kommen, und eine Höhe von 5—7 Fuß. Ein vierjähriges Thier wog schon 26 Centner. Die Haut ist 1½ Zoll dick, glatt, und bildet, namentlich an Schulter und Schenkel, viele tiefe, lappige Falten, in welchen sich mancherlei Ungeziefer verbirgt. Die Farbe ist bräunlich aschgrau. Auf der Nase befindet sich nur ein Horn von 2—3 Fuß Länge und 5—6 Zoll Durchmesser, welches senkrecht steht. Außer den Backenzähnen finden sich in jedem Kiefer noch 2 starke Schneidezähne, und zwischen den untern, so wie neben dem obern noch 2 kleine, die aber bei dem Thiere im Zahnfleische versteckt bleiben. Der Schwanz mißt 18 Zoll, ist nicht dick, fast wie eine Schnur, aber an der Spitze breit mit starkem, schwarzem Haar, welches bei den Alten einen Fuß lang und so dick wird wie ein Draht, aber platt ist und nur an den Seiten steht, so daß es

eine Art Fächer bildet. — Eine sehr anziehende Schilderung gibt Robert Mudie von diesem Thiere. Das Horn des Rhinoceros, sagt er unter Anderm, ist eine bei weitem fürchterlichere Waffe als der Haujahn des Elephanten. Es ist viel weniger zerbrechlich und zugleich empfindet das Thier bei einem noch so kräftigen Gebrauch desselben keinen solchen Schmerz, als dieß der Fall sein würde, wenn dieses Organ gleich einem Haujahn im Knochen wurzelte. Dann ist es auch wegen seiner Größe eine so furchtbare Waffe, daß, selbst wenn das Rhinoceros durch Schußwunden entkräftet ist, doch Letzteres von vorn anzugreifen selbst das verwegenste Thier nicht wagt. Die gewaltige Wucht des auf seinen stämmigen kurzen Beinen und breiten, mit mächtigen Sehnen versehenen Lagen, wie auf ehernen Pflastern hingepflanzten Thiers bietet einen Widerstand und zugleich eine Alles niederwerfende Stärke des Ansturzes dar, welchem kein Raubthier die Spitze zu bieten vermag, während jedem, auch dem stärksten, der Stoß des Hornes schnellen Tod bringen muß. Wenn das Rhinoceros angreift, was es im bedeutend schnellen Ansturz vermag, ist der Erfolg entsetzlich, und geschieht dieses dem Elephanten, so mag dieser Koloss sein Ziel nur in der Flucht suchen, und vermag er es nicht, so bleibt ihm nichts anders übrig, als wenigstens den mindest verletzlichen und empfindlichen Theil des Riesensleibes dem Stoße darzubieten; aber selbst in diesem allerglücklichsten Falle wird er von dem entsetzlichen Stoß zu Boden geworfen. — Doch aller dieser mächtigen Vertheidigungs- und schrecklichen Angriffsfähigkeit ungeachtet, womit das Rhinoceros ausgerüstet ist, ist es durchaus nicht kampfs- und streitlustig, sondern führt, einzeln oder paarweise, ein harmloses und verhältnißmäßig trübes Leben in den Wäldern. Der Mensch hat das Rhinoceros noch nie in jene theilweise Abhängigkeit, wie es ihm mit dem Elephanten gelungen ist, zu bringen vermocht; die Jagd auf dasselbe ist eben nur eine Jagd, und zwar eine äußerst gefährliche, und kann nicht auf das Einhängen und Zähmen abzielen, denn wenn es auch lebendig eingefangen wird, so ist es nur zum Menageriethier, nie aber zum Haus- oder gar Jagd- und Kriegsthier wie der Elefant zu gebrauchen, und selbst in der Menagerie vermag es nicht gleich den anderen sogenannten wilden Thieren zur Dressur gebracht zu werden, denn obgleich es mit der Zeit einige Dankbarkeit gegen den Wärter zeigt, der ihm sein Futter reicht und es mild behandelt, beharrt es doch in dem ihm eigenthümlichen, störrischen und unlenksamen Wesen, welches von Zeit zu Zeit in unbändige Wildheit ausbricht. — Gegen diese Behauptung Mudie's von der Unzähmbarkeit dieses Nashorns sprechen jedoch andere Aussagen. Faureuinont erhielt die Versicherung, daß es in den Gebirgen jenseits des Ganges zu Arbeiten des Ackerbaues benützt wird, wie in vielen Gegenden der Büffel; und John McCosh sagt: „Wenn man die wilde und isolirte Lebensweise dieser Thiere in Ausschlag bringt, welche fast von allen Thieren am meisten zurückgezogen leben, so ist es zum Verwundern, wie

sehr leicht sie sich zähmen lassen. Bei einer wenig sorgsamem Zucht kann ein Junges wenige Monate, nachdem es eingefangen, losgelassen werden, um zu fressen, und kann von Kindern geritten werden. Sie fassen sehr schnell eine starke Zuneigung zu ihrem Wärter, hören auf seinen Ruf und folgen ihm wie ein Hund, wohin er geht.“ — Das Nashorn kann sein Horn durch gewaltige Muskelanstrengung dergestalt feststellen, daß es vermögend ist, dasselbe mehrere Zoll tief in die härtesten Baumstämme hineinzustoßen.

Das javanische Nashorn, *Rh. javanicus*, kommt nur auf Java vor, ist dunkelbraun, hat das einfache Horn und die Schneidezähne der vorigen Art, dem es überhaupt sehr gleicht, aber es hat weniger zahlreiche Hautfalten und die Haut hat lauter pfenniggroße, hart anzufühlende, flache Narben; dazwischen ist sie weich und empfindlich. Alle Haare entspringen aus der etwas vertieften Mitte dieser fünfeckigen Höcker, welche allein von der Oberhaut gebildet werden. Diese Art ist minder groß als die vorige und erreicht nur 6 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe.

Das sumatrensische Nashorn, *Rh. sumatranus*, ist fast ohne Hautfalten und stark behaart. Es hat 2 und nach der Aussage der Eingebornen zuweilen 3 Hörner hinter einander, seine Haut hat keine Warzen, seine Zähne gleichen denen der vorigen Arten und seine Größe hält der der beiden vorigen die Mitte. Es ist selten und kommt nur auf Sumatra vor.

Das afrikanische Nashorn, *Rh. africanus*, in Afrika Abada oder Gargatan genannt, bewohnt nur das heiße und südliche Afrika, von Aethiopien und dem Senegal bis an die Cap-Colonie, wo es indessen jetzt, wegen der Verfolgungen, sehr selten geworden ist. Der Rumpf wird 7 Fuß und mehr, der Kopf über 2 Fuß lang. Die ganzen Kinnladen werden fast von den Backenzähnen eingenommen und die Schneidezähne fehlen. Die Haut ist ohne Falten; man schneidet aus derselben Reitpeitschen, Schambos genannt. Auf der Nase stehen 2 Hörner; das vordere wird 1 Fuß 2 Zoll, das hintere aber nur 6 Zoll lang. Fleisch und Fett sind schmackhaft. Es fällt, wie Kolbe behauptet, nie einen Menschen an, der es nicht zuvor gereizt hat, außer wenn er roth gekleidet geht.

Eine noch wenig bekannte afrikanische Art ist das Keitloa, *Rh. simus*, im nördlichen und südlichen Lande von Kurrihaine. Es hat weniger Plumpe und Eckiges in den Umfanglinien, ist schmutzig-grünlichgelb von Farbe, mit blaß olivenbraunen Flecken. Seine 2 Hörner sind von gleicher Länge, das vordere gekrümmt und abgerundet, das hintere gerade und zusammengedrückt. Nach Andrew Smith soll seine Größe der des vorigen gleichen, womit jedoch Burchell's Angaben, welcher 10 Stück erlegte, sich nicht einigen. Er beschreibt den Kopf rund, glatt und zweimal so groß als bei der vorigen Art; die Schnauze ganz abgestumpft. Acht Männer konnten kaum einen solchen Kopf auf den Wagen legen. J. W. Lindner.